...blinzelte in die Sonne, die durch das Glas der Schiebetür rieselte und unterdrückte ein Gähnen. „Wenn Ihre Geschichte pikant ist?“

Der Landstreicher überhörte diesen Einwurf. „Ich lag als handgebundenes Musterstück im Fenster einer Kunstgewerbestube“, fuhr er bescheiden fort. „Meine Kindheitseindrücke sind freundlicher Natur. Das Ladenfräulein, das die Dekoration der Auslage besorgte, hatte sehr weiße und sehr zarte Hände, und ich freute mich immer, wenn sie mich vom Grün der Decke hoben und sacht den Staub von meinem Batik-Rücken wischten. Das kitzelte so angenehm, wissen Sie? Und dann hatte man die Gewißheit, seine Jugend in einem ethisch hochwertigen Milieu zu verbringen. Dies änderte sich, als eines Tages der Oberlehrer Müller in den Laden trat. Schon die Hände dieses Herrn waren mir unangenehm. Sie drehten mich ein paar Mal um meine Achse, daß mir übel wurde, und hatten eine Art, mein Gewicht zu prüfen!

„Sie waren wohl noch sehr — jung, damals?“ warf Boccaccio hin.

„Ja“, erwiderte der Gast aus der Leihbibliothek. Worauf Tagore etwas von natürlicher und künstlicher Jugend sagte und von der Allseele und Safianleder. Dann seufzte der Vagabund — man weiß nicht, ob aus Gründen der Erinnerung oder der drückenden Enge seines gegenwärtigen Aufenthalts — und sprach:

„Meine Befürchtungen erwiesen sich leider als berechtigt. Das Haus der Familie Müller war kein Heim für mich. In den Regalen roch es nach Algebra, auf dem Schreibtisch nach Pädagogik und Kultusministerium.“

„Kenn ich, kenn ich“, grinste Boccaccio, wofür er von Rabindranath einen strafenden Blick empfing. „Aber Sie erzählen zu weitschweifig, Verehrtester! Etwas mehr Delikatesse, wenn ich bitten darf! War denn keine Tochter im Haus oder so?“

„Sie hieß Inge“, gab der Gefragte zurück. „Und um dieser Inge willen bin ich dann auch aus meiner Laufbahn geschleudert worden. Das geschah, als das kleine Fräulein mich eines Abends heimlich aus dem väterlichen Kabinett in ihr Mädchenzimmer gebracht hatte. Oh, es war eine sehr traulich Stunde! Ich sehe sie noch vor mir, die flinken, neugierigen Aeuglein, die so ganz anders waren als die des Herrn Papa! Bei ihm hatte ich stets das Empfinden, als gelangten meine Buchstaben gar nicht bis in seine Pupillenöffnung hinein, — als fielen sie jenseits der Brille gleich wieder an den Backen —“

„Gut gesagt!“ lobte Tagore. „Die Bildersprache ist ein vorzügliches Mittel, metaphy — —“

Der Dekameron räusperte sich. „Weiter!“, befahl er ungeduldig. „Was geschah weiter?“

Das Individuum nahm seine Gedanken zusammen. „Herr Müller kam nach Hause und entdeckte mich auf den Knien seiner jungen Tochter. Diese Knie waren —“

Jetzt ließ Rabindranath ein Räuspern hören. „Ich denke, Sie wollten erzählen, wieso Sie auf die schiefe Ebene geraten sind, Herr — —“

„Der Name tut nichts zur Sache“, wehrte der Fremdling ab. „Meine Bibliotheknummer ist 23 117. Aber Sie haben recht, ich bin Ihnen die Geschichte von der schiefen Ebene schuldig. Sie begann just an den Knien Inge Müllers. Das süße Mädel sprang erschrocken auf, ich glitt an ihren schlanken Beinen hinab bis an die Spitzen der Schuhe und blieb dort, mit der Aussicht auf ein Paar zierlicher Fesseln, liegen. Bis der Vater mich barsch vom Boden aufhob, durchblätterte und in jäher Katheder-wut in die Ecke schleuderte. Es ist wohl verständlich, daß meine Konstitution einer solchen Behandlung nicht gewachsen war. Die Brüche und Hautschürfungen, die ich davontrug, hatten meine Gesundheit so zerstört, daß ich genötigt war, mich in einem Sanatorium wiederherstellen zu lassen. — Zwei Wochen verbrachte ich dort. Als ich die Buchbinderei verließ, sah ich wunderbar erholt aus. Aber der Zufall fügte es, daß ich nicht zu Herrn Müller zurückkehrte, sondern in die Prunksammlung eines Autofabrikanten geriet. Wir Bücher sind ja oft im Leben ein fahrendes Gut; man verschenkt und verleiht uns und verliert kaum ein Wort darüber, wenn wir uns nicht wieder heimfinden.“

„Die ewigen Wanderer —“ begann Tagore, wurde aber von Boccaccio scharf unterbrochen, der sein Interesse nicht mehr zu verbergen verstand. „Es begann ein mondänes Leben für Sie?“ forschte er neugierig. — „Die Hände der Hausfrau dufteten nach französischen Essenzen —“

„— und der Sohn hatte ein Taschenmesser“, knüpfte Nr. 23 117 an. „Jawohl. Und mit diesem Ding tätowierte er meinen Rücken, wobei sich die übrigen Familienmitglieder in Reden über die Expression ergingen. Nach weiteren zwei Wochen wurde ich mit einem Stoß kostbarster Folianten versteigert. Die Firma meines Herrn war in Konkurs geraten — kurz: mir winkte das Antiquariat.“

Boccaccio fröstelte. Rabindranath lächelte vierdimensional. Es herrschte eine kleine Pause, ehe der Beichtende das Wort wieder aufnahm:

„Ich habe oft an Fräulein Inge Müller zurückdenken müssen. Oder an die Dame aus der Kunstgewerbestube. Aber am stärksten ist mein Heimweh doch nach meinem Vater gewesen. Wenn ich dessen stilles, verstehendes Auge noch einmal über mir gefühlt hätte! Kein Mensch hat mich so sehr geliebt und niemand mich besser verstanden. Aber er lebte irgendwo in der Ferne und ahnte nicht, daß sein Kind im Dunkel des Altwarenladens dem Modertode entgegen harrte. Oh, wie viel lieber wäre ich gestorben! Unter den Krallen einer Katze oder in den Flammen einer umgestürzten Nachttischlampe. Denn was mir jetzt erblühte, war —: die lebenslängliche Haft. Mein Deckel wurde mir abgerissen, ich wurde uniformiert und in die endlose Reihe meiner ausdruckslosen Kameraden eingeordnet. Der Bibliothekar klebte mir das Kainszeichen auf die Stirn, — ich war zur Ziffer herabgesunken.“

„Prolet!“ wollte Boccaccio sagen, aber er beherrschte sich. Rabindranath hatte eine Falte tiefen Nachdenkens gezeigt. Rabindranath war eben im Begriff, etwas sehr Gescheites zum Besten zu geben, als eine Hand den Sträfling 23 117 plötzlich aus der Quetschlage herauszog.

„Hab ich's nicht gesagt?“ rief dieser den Zurückbleibenden zu, „meine Ausgehzeit ist militärisch streng geregelt; ich bin eben ein — —“

„— Schmöker“, vollendete Boccaccio den Satz und lehnte sich ausgleitend an seinen Nachbar. Aber Rabindranath stand priesterlich steif da, als sehe er über die Dinge hinaus in die Ewigkeit.

In einer tausendstel Sekunde.

Von Dr. Wegner, Leiter des Planetariums Berlin.

Ja, was ist überhaupt eine tausendstel Sekunde? Ein so kleiner Zeitraum spielt doch keine Rolle, und mit ihm rechnet man nicht. Das ist aber nicht der Fall. Den Begriff „klein“ oder „groß“ haben wir erst mit der Natur verknüpft, er kann daher nur relativ sein. Ein Atom stellt ein Sonnensystem dar wie unser eigenes und wird von denselben Kräften und Gesetzen beherrscht. Andererseits gibt es in der Welt Sternsysteme, die unser Planetenreich um ein Vielfaches übertreffen.

Die größte Geschwindigkeit besitzt das Licht; es legt in jeder Sekunde 300 000 Kilometer zurück, in einer tausendstel Sekunde immerhin noch 300 Kilometer. So durcheilt es in dieser kurzen Zeitspanne z. B. die Strecke Berlin—Breslau oder Berlin—Kiel, die ein D-Zug erst in 5 Stunden durchfährt oder ein Fußgänger, der dauernd weitermarschiert, in 50 Stunden bewältigt. Letzterer kommt in einer tausendstel Sekunde rund 1½ Millimeter vorwärts, während ein vorbeitrabendes Pferd etwa dreimal schneller läuft und ein Radfahrer einen sechsmal größeren Weg zurücklegt. Ein Expreßzug und ein gutes Auto bringen uns in einer tausendstel Sekunde 25 Millimeter weiter, ein normales Flugzeug schafft das Doppelte. Feuern wir ein modernes Gewehr ab, so fliegt die Kugel gegen einen Meter in einer tausendstel Sekunde, und den Knall hört man an einem etwa 33 Zentimeter entfernten Orte erst nach dieser Bruchteilsekunde, da der Schall in der Sekunde ungefähr 330 Meter durcheilt. **Die kleinste Geschwindigkeit zeigt die Schnecke, sie bewegt sich in unserer kurzen Zeitspanne nur 0,0015 Millimeter vorwärts, und doch ist sie sich ihrer Schnelligkeit bewußt.**

Wie schnell mag sich wohl die Erde bewegen? Sie legt in einer tausendstel Sekunde 30 Meter zurück, eine Schnelligkeit, die sich bis heute technisch nicht erreichen läßt. Sie muß aber auch so schnell eilen, denn in einem Jahre hat sie ihre gegen 1000 Millionen Kilometer lange Bahn um die Sonne zu vollenden.

Aphorismen.

Von Elisabeth Luise von Brandt.

Bedeutende Menschen haben in ihrer Liebe oft einen großartigen Schwung des Herzens. Aber — und das ist die Gefahr für die Dauer ihrer Zuneigung — sie will immer unter Dampf gehalten werden. Versagt dieser ständige Hochdruck einmal, dann zerstiebt die Begeisterung.

•

Auch der Stärkste hat in seinem Innenleben eine kraftlose Stelle.

•

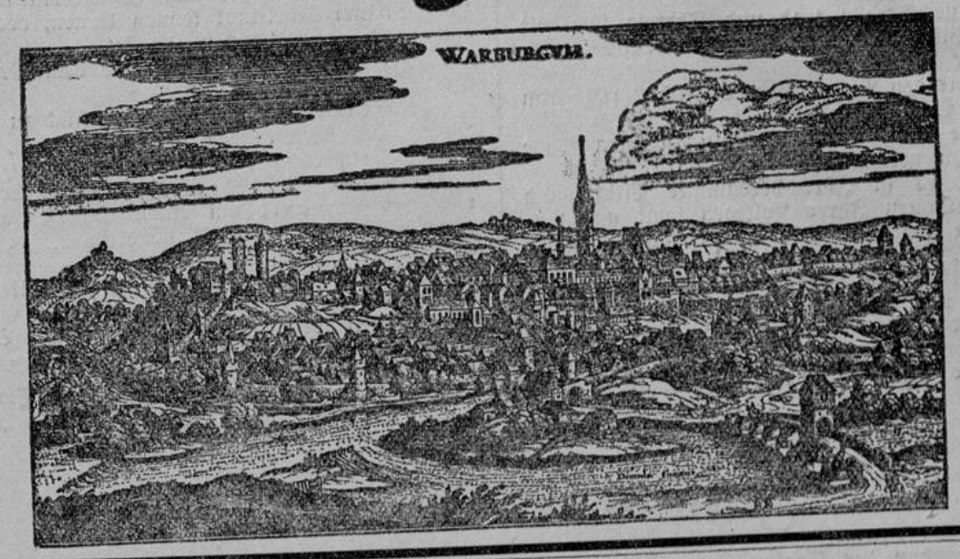
Kein Mensch ist so gut wie seine besten Impulse und so schlecht wie zur Zeit seiner schlimmsten Momente.

•

Es gibt Leute, denen man nicht näher treten darf, ohne von ihnen beim ersten Schritt mit intimsten Familienangelegenheiten und -verschwiegenheiten überschüttet zu werden wie mit Abwaschwasser.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 19 — 9. März 1927 — 2. Jahrgang

Im Schatten des Verdachts.

Roman von Fritz Skowronnek.

Nachdruck verboten.

13) Copyright by Greiner & Comp., Berlin W. 30.

7. Kapitel.

Mit dem Herbst war in Litauen die Zeit der Talkas gekommen. Das Wort läßt sich am besten durch „Arbeitsfest“ übersetzen. Nur kommt darin nicht die Gemeinsamkeit der Arbeit zum Ausdruck. Früher wurde nämlich alle Feldarbeit gemeinsam verrichtet. An einem Tage pflügten alle Bauern den Acker des einen, am nächsten Tage den Acker des zweiten, und so fort. Dafür lag dem Bauern, bei dem die Talka abgehalten wurde, die Verpflichtung einer reichlichen Bewirtung ob. —

Allmählich schwanden den Litauern mit der Sprache die alten Gebräuche. Zuerst kamen die Salzburger ins Land. Als arme Gebirgsbauern waren sie aus der Heimat fortgezogen. Dort in Litauen erhielten sie fruchtbares Land reichlich zugemessen. Sie schafften fleißig und lebten sparsam, so daß sie bald zu bedeutendem Wohlstand gelangten. Von den Litauern schlossen sie sich stolz ab und ließen ihre Söhne und Töchter nur untereinander heiraten. Dann kamen Jahre, in denen die Litauer von der Auswanderungslust wie von einem Fieber ergriffen wurden. An ihre Stelle traten deutsche Besitzer. Wohl hielten die Litauer mit Zähigkeit an ihrer Sprache fest, aber sie blieb auf die Familie beschränkt.

Von dem Arbeitsfest war nur noch eines übrig geblieben, die Linutalka, das gemeinsame Flachsbrechen. Es wurde merkwürdigerweise stets des Nachts abgehalten. Mit Sonnenuntergang versammelten sich Männer und Frauen bei dem Bauern, der die Talka feierte. Jeder Mann brachte eine Flachsbrake, jede Frau ein breites, blankes Holzmesser. Zuerst gab es einen kalten Imbiß, um Mitternacht folgte ein reiches, warmes Mahl, um vier gab es Kaffee und nach Beendigung der Arbeit noch einen Imbiß.

Für die alten Männer, die nicht mehr mitarbeiteten, waren auf der rein gefegten Tenne Tische aufgestellt. Sie wurden mit Alaus, einem starken, selbstbereiteten Bier, das trübe ist und säuerlich schmeckt wie Weißbier, reichlich bewirtet. Die jüngeren Leute erhielten einen dünneren Aufguß, der stark genug war, sie fröhlich zu stimmen, ohne sie zu berauschen. Die ganze Nacht hindurch sangen sie bei der Arbeit ihre Dainos, uralte, schöne Volkslieder heiteren und schwermütigen Inhalts.

Mit Sonnenuntergang war Karl aus dem Walde heimgekommen. Bei den Holzschlägern, die eine Schonung durchforsteten, hatte er Heimbacher getroffen, der ihn fragte, ob er sich schon nach dem Leumund seines Freundes Wolf erkundigt hätte. Ruhig gab Karl zur Antwort:

„Es werden hier über manchen Forstbeamten böse Dinge erzählt.“

„Ueber mich auch! Natürlich! Ich habe es allerdings, wie ich offen gestehe, ein bißchen toll getrieben. Deshalb bin ich froh, daß ich die Kraft gehabt habe, ein Ende zu machen. Sonst kann man mir nichts nachsagen.“

Karl hatte darauf nichts erwidert und sich unter einem Vorwand bald entfernt. Müde und hungrig kam er nach Hause. Aber vergeblich wartete er darauf, daß seine freundliche Wirtin erscheinen würde, ihm den Tisch zu decken. Endlich kam Krupkat in feierlicher Gewandung.

„Heute wird bei Abromeit Talka gefeiert. Wenn Sie etwas essen wollen, müssen Sie mitkommen.“

„Ich bin sehr müde, Krupkat, ich will zu Hause bleiben und in die Klappe kriechen. Wenn Sie mir bloß ein Stück Brot und Fleisch geben wollten, bin ich zufrieden.“

„Aber, Herr Neureuter, man geht doch zur Talka, wenn eine im Dorf gefeiert wird. Da gibt es gut zu essen und gut zu trinken, ganz alten Alaus, der macht lustig. Er geht bloß in die Beine.“

Dem Alten war es unverständlich, daß jemand eine Talka versäumen konnte. Er ging kopfschüttelnd ab und brachte etwas zum Essen. Kaum hatte Karl sich an den Tisch gesetzt, als Wolf eintrat.

„Mensch, Karl, was fällt dir ein? Weißt du nicht, daß bei Abromeit Talka gefeiert wird? Ziehe dir einen guten Rock an und komme mit. Frau Heimbacher und Therese stehen vor der Tür und warten auf dich.“

Auch jetzt weigerte sich Karl, mitzugehen. Da steckte Frau Heimbacher den Kopf zur Tür herein. „Was ist denn mit Ihnen los? Sie Duckmäuser? Sie werden uns doch nicht allein gehen lassen?“

Um nicht unhöflich zu erscheinen, mußte Karl der Aufforderung Folge leisten. Es war ihm aber gar nicht lieb. Er wollte seiner aufkeimenden Neigung für Seine

bachers Schwester nicht neue Nahrung geben. Mit Mühe hatte er der Versuchung widerstanden, in die Försterei zu gehen und mit Therese zu plaudern. Jetzt sollte er den ganzen Abend mit ihr zubringen und sich stundenlang mit ihr unterhalten. —

Als er auf die Straße trat und Therese ihm mit einem warmen Blick die Hand entgegenstreckte, waren alle seine Vorsätze vergessen.

„Nun haben wir den Abtrünnigen erwischt," rief Frau Heimbacher ihrer Schwägerin zu.

„Erlauben Sie mal, Frau Kollegin, wodurch habe ich diesen Beinamen verdient?"

„Sehr einfach, es ist Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, den Damen Ihrer Kollegen samt und sonders den Hof zu machen. Und zuerst kommen wir! Nicht wahr, Wolf?"

„Selbstverständlich. Du scheinst im Privatdienst ganz verwildert zu sein und kannst der Frau Heimbacher dankbar sein, daß sie dich hier ein bißchen erzieht."

In dieser scherzhaften Form ging das Gespräch weiter Therese schien der Ton nicht zu gefallen. Sie ging stumm neben Karl her. Wenn sie später nicht noch auftaute, würde die Unterhaltung mit ihr etwas einseitig werden, dachte Karl.

„Sie werden heute auch die Heldin in dem Trauerspiel Birkner-Schettulat kennen lernen, verlieben Sie sich nur nicht, es hat keinen Zweck."

„Ich bin nicht so schnell mit dem Verlieben bei der Hand, Frau Heimbacher."

„Na, dann sind Sie das Gegenstück zu Ihrem Freund Wolf. Der brennt jede Woche lichterloh, und jedesmal für eine andere."

„Glauben Sie das nicht," sagte Therese ruhig, als wenn es sich nicht um einen Scherz, sondern um die ernsteste Sache der Welt handelte. „Ihr Freund Wolf ist durchaus nicht flatterhaft."

„Was weißt du denn davon, du Küken?"

„Ich weiß mehr, als du ahnst."

„Behalte deine Weisheit für dich. Wir sind klug genug."

(Fortsetzung folgt)

Zum 8. März 1927.

Dem Gedenken des Grafen Zeppelin.

Von Oberst a. D. Immanuel.

Am 8. März 1927 sind zehn Jahre verflossen, seit Graf Zeppelin verstorben ist. Er wurde in die Ewigkeit abberufen zu einer Zeit inmitten des Weltkrieges, als Deutschland noch in der Hoffnung lebte, den Riesenkampf erfolgreich zu beenden. Rußland war so gut wie niedergeworfen, die deutschen Unterseeboote hatten ihre Arbeit begonnen, auf der Westfront gedachten wir, die bevorstehenden Anstürme zu brechen. Zeppelins Luftkreuzer und die aus dem Grundgedanken des alten Grafen entstandenen Neubauten verwandter Art hatten sich im Land- und Seekrieg glänzend bewährt. Gerade damals waren sie zum Schrecken unserer Feinde geworden, namentlich hatten England und das britische Fabrikgebiet die Wirkung der Bombenabwürfe bereits gründlich fürchten gelernt. Graf Zeppelin hat das Glück gehabt, auf der Sonnenhöhe seines Ruhms abberufen zu werden. Es ist ihm erspart geblieben, den trüben Ausgang des Krieges und den Zusammenbruch des Vaterlandes noch erleben zu müssen. Er ist deshalb glücklich zu preisen.

Ein ganz eigenartiger Lebenslauf ist dem Grafen Zeppelin beschieden gewesen. Er wird allezeit ein hochragender Erzieher des deutschen Volkes bleiben, ein Mann der zähen Arbeit und der unbeugsamen Tat, getragen von Vertrauen zu seiner Sache, ungebeugt von Enttäuschungen und Schicksalsschlägen. Ihm ist nichts leicht zugefallen, vielmehr hat er sich mit Mühen und Kämpfen durch die verschiedensten Schwierigkeiten zum Siege durchringen müssen. Und sogar der endliche Sieg hat ihm selbst, dem zurückhaltenden und bescheidenen Mann, äußere Ehren und klingende Vorteile nicht gebracht. Sein über alle Zukunft bis in ferne Geschlechter hinausleuchtendes Verdienst liegt hoch und weit über solchen Nebenrücksichten. Er hat seine Lebensarbeit in den Dienst der Menschheit und insbesondere seines deutschen Vaterlandes gestellt. Wenn das Toben des Weltkrieges ihm, als er in die Ewigkeit hinüberging, keine Beachtung gewähren konnte, wie er sie voll und ganz verdient hat, so lebt sein Ruhm heute um so glänzender fort und wird nimmermehr erlöschen.

Einem uralten oberschwäbischen Geschlechte entsprossen, diente der junge Graf als Reiteroffizier in dem kleinen Heere seiner württembergischen Heimat. Ein hervorragender Reiter und unternehmungslustiger Offizier, zeichnete er sich im Feldzuge 1866 dadurch aus, daß er, verfolgt vom Feinde, oberhalb Hanau den tiefen und reißenden Main durchschwamm und die unterbrochene Verbindung seiner Division mit dem 8. Bundeskorps herstellte. Noch berühmter ist sein Patrouillenritt, den er als Hauptmann und Generalstabsoffizier der württembergischen Reiterbrigade am 24. Juli 1870 bis tief ins Elsaß ausführte. Er allein kehrte zurück, alle seine Begleiter fielen oder wurden gefangen, aber die von der Patrouille übermittelten Meldungen waren von größter Bedeutung. Als Brigadekommandeur und General à la suite des Königs von Württemberg mit dem Range als General der Kavallerie schied Graf Zeppelin aus dem aktiven Dienste.

Arbeitsfreudig und regsamen Geistes warf er sich mit ganzem Eifer auf die Verwirklichung der Frage über den Bau eines lenkbaren Luftschiffes. Er hat sich von unten herauf in das Gebiet der Technik zur Vollendung durch Fleiß und Arbeitskraft bis zur völligen Beherrschung des Stoffes in wissenschaftlicher wie in praktischer Hinsicht emporgearbeitet. In den ersten Jahren war er von Rückschlägen und Enttäuschungen schwer verfolgt. Versuch über Versuch mißlang, ja es regten sich in weiten Kreisen Zweifel am Ernst und an der Aussicht seiner Bestrebungen, wie er auch mit Neidern und Wettbewerbern bitter zu kämpfen hatte. Längst hatte er sein Vermögen für seine Unternehmungen geopfert, bis es ihm gelang, Kapitalien zu finden und die Werke in Friedrichshafen zu errichten. Er hatte das starre System in Form eines schlanken Aluminiumzylinders mit Innenzellen und Motorbenzinbetrieb als die zweckmäßigste Art herausgefunden. Als dann der Daimlermotor die Steig- und Bewegungskraft vervollkommnet hatte, war die Erfindung des „Zeppelin-Luftkreuzers" im großen fertig. 1908 verbrannte das Luftschiff bei Echterdingen; allein der Gedanke hatte längst gesiegt, und durch die „Zeppelinspende" gab das deutsche Volk selbst die Mittel zur Vollendung des Werkes. 1909 fanden die Zeppelinfahrten von Friedrichshafen nach dem Niederrhein und Ruhrgebiet, später nach Berlin und über die Schweiz statt: Zeppelin hatte die Luft erobert und deutschen Geist wie deutsches Schaffen zum Siege gebracht.

Da kam der Weltkrieg. Zeppelins Luftkreuzer sollten die Kriegsprobe bestehen. Sie haben sie erfüllt. Allerdings entstanden neben den „Zeppelinen" noch andere Systeme, namentlich Schütte-Lanz und Parseval, allein der Grundgedanke, den Graf Zeppelin gefunden und in die Tat umgesetzt hatte, war im großen und ganzen führend und maßgebend geblieben. Das deutsche Heer besaß bei Kriegsbeginn 6 eigene Zeppelin-Luftschiffe, 3 Delagschiffe (Deutsche Luftschiffahrts-Aktien-Gesellschaft), 1 Schütte-Lanz-, 2 Parsevalschiffe. Die Marine hatte erst ein einziges Schütte-Lanz-Luftschiff. Rasches Handeln war erforderlich, denn man war sich über die dringende Notwendigkeit einer großen Zahl von Luftkreuzern für den Land- und Seekrieg klar. Mit fieberhaftem Eifer wurde auf den drei Werften Friedrichshafen, Mannheim, Bitterfeld gearbeitet. Graf Zeppelin aber war die geistige und praktische Triebkraft noch immer. In Dienst gestellt wurden beim Heer 50 Luftkreuzer (davon 37 Zeppeline), bei der Kriegsflotte 73 nach besonderem System (M). Von diesen Luftschiffen gingen 56 verloren (40 durch feindliche Einwirkung, 16 durch Sturm und Blitz), keines durch Fehler am Material.

Als der Versailler Friede in Kraft trat, traf er mit vernichtender Strenge den deutschen Luftschiffbau. Was an Luftkreuzern noch da war, mußte an die Feindmächte abgetreten oder abgerüstet werden. Doch blieb die Werft zu Friedrichshafen bestehen, wo Zeppelin den Grund seines Werkes gelegt hatte. Als Kriegswaffe sind für uns die Luftkreuzer ausgeschaltet. Die Fahrt Eckeners nach Amerika mit dem „Zeppelin" neuester Art ist ein Triumphzug allererster Ordnung, ein Sonnenblick deutschen Geistes in trüber Zeit gewesen. Wenn auch das Flugzeug vielleicht mit der Zeit den Luftkreuzer einschränken, möglicher Weise sogar verdrängen wird, so bleibt des Grafen Zeppelin Werk doch unvergänglich und bahnbrechend. Er selbst wird im dankbaren Gedenken seines deutschen Volkes fortleben. Von ihm gelten die Worte seines schwäbischen Landsmanns Schiller:

„Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit."

Die heilige Thar.

Skizze von Hanns Walther Kappler

„Omar, ich finde, Du siehst leidend aus. Bist Du krank?"

Omar, ein arabischer Kaufmann, mit dem ich Freundschaft geschlossen hatte, schüttelte den Kopf. „Es ist nichts, Effendi."

„Doch! Wir sitzen nun hier seit drei Tagen in dem traurigen Nest Ba Saada und verschieben immer wieder unsere Abreise nach Sétif, wo wir mit der Bahn unseren Weg fortsetzen können. Du sagtest doch, Du findest Dich ohne Führer durch das Schott el Hodna. Also warum zögerst Du noch?"

„Ich — ich —" Omar stockte und sah sich verstohlen um. „Ich fürchte die Thar!"

Ich zuckte zusammen. Die Blutrache fürchtete er? Ja, hatte er sie denn zu fürchten?

„Ich habe Dir noch nicht berichtet, Effendi, daß mein Vater vor Jahren einen Führer aus Sétif getötet, der ihn betrogen hatte und Händel mit ihm suchte. Es war Notwehr, wie Du sagen würdest; in den Augen der Familienangehörigen des Toten war es Mord. Mein Vater wurde von der heiligen Thar ereilt, als er sich mitten im Schott el Hodna befand. Du weißt, dort gibt es nur einen schmalen, wenige Schritt breiten Pfad, der begangen werden kann. Die Decke des Schotts trägt oft nur Roß und Reiter, und ausweichen kann niemand. Selten, höchst selten durchreitet ein Mensch heutzutage das Schott; und ich verstehe Dich, wenn Du gern einmal dieses Wundermeer durchqueren willst. Auch ich muß ja hindurch, will ich nicht einen Umweg von vielen Wochen machen. Es wird uns kaum jemand begegnen, und dennoch habe ich ein Gefühl, als ob mich im Schott die heilige Thar ereilen würde."

„Ach, Dich kennt doch hier niemand mehr, wer sollte noch wissen, daß Du — " „Pst! Nicht so laut, Effendi", unterbrach mich Omar. „Ich glaubte, vor einigen Tagen den Sohn des ermordeten Führers wiedererkannt zu haben, und gestern bemerkte ich, wie er mich verfolgte."

Jetzt wurde es mir nachgerade etwas unheimlich zu Mut, und unwillkürlich sah auch ich mich vorsichtig um. Es waren weit und breit keine Menschen zu sehen; denn wir saßen außerhalb des Ortes unter einer schattenspendenden Palme.

„Wir versorgen uns mit Waffen und können deshalb getrost das Schott durchqueren. Bedroht uns jemand, so ist es unser billiges Recht, wenn wir uns verteidigen."

„Die Thar aber wird dann verewigt, wenn wir auch den Sohn töten wollten. Ich hätte nie mehr Ruhe, und auch Dich würden sie sicher verfolgen."

„Ach was," unterbrach ich ihn aufmunternd, „die Rache kann Dich doch hier ebenso treffen als wie unterwegs im Schott, also warum noch zaudern? Im Schott erkennen wir einen uns Nagenden schon von weitem und können uns auf einen Angriff vorbereiten."

„Wir müßten dann aber absteigen und zu Fuß warten, sonst reißen uns die Pferde mit in das Schott, aus dem es kein Entrinnen gibt."

„Gut, wir reisen also morgen in der Frühe." — —

Am Mittag des folgenden Tages waren wir bereits mitten im Schott el Hodna. Unsere Pferde hatten gerade noch Platz, um auf dem schmalen Pfad gehen zu können. Omar ritt voran und lenkte sein Tier sicher, und das meine folgte dem geringsten Schenkeldruck, gleichsam, als ohne es die zu beiden Seiten lauernde Gefahr. Die Schotts sind riesige Seen. Sie bestehen nicht eigentlich aus Wasser, vielmehr ist es ein überaus feiner, durch den Samum angewehter Sand, der sich hier festgesetzt hat und ein Meer bildet. Wirft man einen Stein in diesen See, so verschwindet er in der Masse, ohne daß ein Aufspritzen oder bemerkenswerte Wellenbewegungen erfolgen. Wie ein Brei ist diese Masse, die alles hinabzieht, was in sie fällt.

Eine schmale Kruste bildete sich im Laufe der Zeit, und die Bewohner der Wüste kennen zum größten Teile diese Wege, die sich mitten durch das Schott ziehen, aber fast keiner mehr benutzt sie. Diese Kruste, die den einzigen, gangbaren Weg durch das unendliche Meer des Schotts bildet, unterscheidet sich in ihrer Farbe durch nichts von dem Meer, und so kann nur der kundige Führer Fremde durch die Schotts leiten.

Die Nachmittagssonne brannte unbarmherzig auf uns herab. Ohne Rast ritten wir stetig vorwärts. Weit und breit war weder Tier noch Mensch zu sehen, und die Sorge Omars schien grundlos gewesen zu sein. Als der Abend hereinbrach, erreichten wir einen größeren, festen Fleck, der uns trug, und wir machten eine kleine Pause. Als die Sterne und der Mond aufgegangen waren, konnte Omar den Weg auch weiterhin erkennen, und so ritten wir wieder ostwärts durch das einsame Schott.

Bald graute der Morgen. Wenige Stunden noch, dann kamen wir wieder auf festes Land... Höher und höher stieg die Sonne, und plötzlich tauchte fern am Horizont ein dunkler Punkt auf, der sich uns rasch näherte. Omar beachtete den Reiter nicht weiter; denn sein Verfolger hätte doch nur uns n a c h kommen können.

„Der Reiter wird bald anhalten; denn wir erreichen wieder einen größeren Platz, wo wir ausweichen können."

Dem schien aber nicht so. Der uns Entgegenkommende ritt stetig weiter und beachtete nicht die Zurufe und Winke Omars. Da bemerkte ich plötzlich, wie der fremde Reiter sich an seinem Gürtel zu schaffen machte und sein Pferd anhielt. Omar hatte diese Bewegung nicht gesehen; denn er schaute auf den Boden, um nicht den Weg zu verfehlen. Ich zog rasch meinen Browning hervor und rief: „Omar! Vorsicht!"

Doch da krachten schon drei Schüsse. Ich kam nicht zur Gegenwehr. Meinen vor Entsetzen geweiteten Augen bot sich ein grausiges Bild. Omars Pferd bäumte sich hoch auf, er selbst griff sich an den Kopf und stürzte rücklings hinab in das gierige Meer des Schotts, sein Pferd verschwand gleich ihm in der Masse.

Beim dritten Schuß des Fremden hatte sich mein Pferd aufgebäumt. Ich zog blitzschnell die Füße aus den Steigbügeln, dann stürzte ich schon zu Boden, verspürte einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf und verlor die Besinnung. — —

Ueber eine halbe Stunde mochte vergangen sein, ehe ich aufwachte. Ich befand mich allein mitten im Schott. Mein Pferd wie der fremde Reiter waren verschwunden. Mein Kopf schmerzte zum Zerspringen. Offenbar hatte mich mein Tier mit dem Vorderhuf am Kopf getroffen.

Als ich zu Boden schaute, bemerkte ich Blutflecke im Sande, bereits von der Sonne getrocknet. Also hatte der Fremde sicher mein Pferd getroffen, das ebenfalls in das Schott versunken war.

Halt, — waren das nicht dort arabische Zeichen? Ich kroch auf Händen und Füßen vorsichtig näher. Richtig, dort war der Sand von der harten Kruste fortgewischt und mit dem Blut meines Pferdes waren arabische Zeichen gemalt worden. Ich brauchte nicht lange, dann las ich das Wort: „Thar!"

Die Blutrache!

Omar war also doch ereilt worden! Schaudernd wandte ich mich um. Die breitge Masse des Schotts glotzte wie mit gierigen Augen rechts und links des Pfades. Würde auch ich sein Opfer werden? Wieviele mochten am Grunde dieses unersättlichen Meeres bereits schlummern? Ich verscheuchte die quälenden Gedanken und kroch auf allen Vieren, vorsichtig mit den Händen die Kruste prüfend, vorwärts. Die sengenden Strahlen der Sonne machten mein Kriechen zu unerhörter Qual; doch ich durfte nicht rasten, ehe der Abend kam, mußte ich festen Boden unter den Füßen haben, sonst war ich verloren.

Stunden verrannen. Meine Hände und Knie bluteten, ich achtete nicht darauf. Da tauchten vor mir Palmen auf. Ich jubelte! Wo Palmen sind, da ist auch Wasser und Land! Meine Zunge hing mir ausgetrocknet im Gaumen, waren doch die Wasserfäße an den Sätteln der Pferde befestigt gewesen. Noch eine halbe Stunde, dann lag ich am Rande eines Tümpels und sog in gierigen Zügen das köstliche Naß. Ich war gerettet! —

Hinter mir aber schlummerte im Schott mein Freund Omar. Er war der heiligen Thar nicht entgangen!

Der Schmöker.

Satiere von Erwin Sedding.

„Entschuldigen Sie!" sagte das speckige Leihbibliothek-Exemplar, als eine Hand es zwischen die Luxusausgaben des Dekameron und Tagore schob. „Ich werde Sie nicht lange stören, ich bin hier nur auf der Durchreise."

Tagore entgegnete nichts. Er rückte etwas beiseite, um sich, so gut es ging, vor der Berührung mit diesem Individuum zu schützen. Aber Boccaccio tat sehr pikiert. „Sie hätten im Asyl bleiben sollen", näselte er. „Obdachlose passen wirklich nicht in unsere Kreise. Dieser Kerl glaubt — —, was sagen Sie dazu, Herr Tagore?"

Rabindranath murmelte einen hinterindischen Aphorismus, der durch das Safianleder-Boccaccios nicht ganz hindurch drang. Der Störenfried machte sich so dünn wie möglich und begann schüchtern seine Taktlosigkeit zu rechtfertigen.

„Ich bin durchaus ehrbarer Herkunft", begann er. „Mein geistiger Vater trug weder ein Mähne, noch hauste er in einem schiefen Dachstübchen. Ich glaube, meine Geschwister haben ihm sogar eine Villa am Starnberger See geschenkt. Jedenfalls wurde ich in einer der größten graphischen Anstalten Leipzigs ausgebildet und bestand meine Prüfungen in den ersten Feuilletons des Reiches. Daß ich heute als Vagabund von Schrank zu Schrank wandere, ist Schicksal. Herr Tagore wird mir vielleicht beipflichten, daß es so etwas gibt. Gestatten die Herren, daß ich Ihnen den Weg meiner Verelendung schildere? —"